

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 18

Artikel: Die Uhr der Rosenacherin
Autor: Kurz, R.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lich wie bei den Pastos, in der Hütte selbst begraben. Die Grube ist rechteckig und nur etwa einen Meter tief. Mitgegeben werden dem Toten seine Jagd- und Fischereigeräte. Wie Os-culti berichtet, wurde zu seiner Zeit jeweilen auch das Kanu des Verstorbenen in der Mitte entzweigeschnitten; eine Hälfte diente zum Bedecken der Leiche, bevor man Erde darauf warf, die andere blieb bis zum Tode der Witwe in der Hütte aufbewahrt, wo sie dann zum gleichen Zwecke für diese Verwendung fand. Sobald der Tote begraben ist, wird von allen Anwesenden reichlich Chicha getrunken. Bei einbrechender Dunkelheit verlassen die Leidtragenden die Hütte und nun werden während der ganzen Nacht Tänze um das Trauerhaus herum aufgeführt, wobei in Bewegung und Stimme verschiedene Tiere nachgeahmt werden. Diese Zeremonie soll offenbar den Geist des Toten vom Verlassen der Behausung abschrecken. Im Gegensatz zu andern südamerikanischen Stämmen werden jedoch von den Yumbos keine Masken verwendet. Beim Morgengrauen verlassen die Angehörigen die Umgebung der Hütte und ziehen zu längerem Aufenthalt nach einem möglichst entfernten Tambo. Erst nach Verlauf von mindestens drei Monaten halten sie den Geist des Abgeschiedenen für so weit beruhigt, daß sie wieder in ihr ursprüngliches Heim zurückzukehren wagen. Stirbt die Frau oder ein kleines Kind, so werden bei den Yumbos und Zaparos, wie übrigens auch bei den meisten Naturvölkern, bedeutend weniger Umstände gemacht. Die geringere Furcht, die sie

im Leben eingeflößt und das geringere Ansehen, das sie genossen, überträgt sich natürlicherweise auch auf den Geist der Toten.

Eine ganz gleiche Flucht vor dem Tode und ein langes Wegbleiben vom Sterbehaus findet sich auch bei den Zaparos. Da jedoch ein, wenn auch nur vorübergehender, Wohnungswechsel mannigfache Unbequemlichkeiten im Gefolge hat, behelfen sich die Angehörigen dieses Stammes, soweit dies möglich ist, auf eine ganz eigenartige Weise. Sobald nämlich ein Familienangehöriger erkrankt und die übliche Krankheitsbehandlung des Zauberers durch Brennen, Kneten, Anblasen von Tabakrauch usw. aussichtslos erscheint, wird der Todeskandidat auf eine Bahre geladen und von seinen Leuten möglichst weit in die Wildnis hinaus getragen. Dort angekommen, legt man ihn auf ein Stück Rindenbark auf dem Boden, stellt Lebensmittel sowie eine Kalabasse mit der unvermeidlichen Chicha neben ihn und überläßt ihn hierauf seinem Schicksal. Einsam kann er nun in der Waldwildnis an seiner Krankheit sterben, sofern er nicht schon vorher von einem der zahlreich herumstreifenden Jaguare gefressen wird. Der herumschweifende Geist des Toten aber wird den Rückweg zu der entfernten Behausung nicht mehr finden. Für die Angehörigen selbst ist diese geistreiche Art der Beerdigung äußerst bequem, weil sie die Hütte des Todesfalles wegen nicht zu verlassen brauchen. Immerhin zeigt dieser sonderbare Brauch zur Genüge, daß den Zaparos unsere Art des Mitleidens gänzlich unbekannt ist. (Fortsetzung folgt.)

Blaue Blume.

Eine blaue Blume wollt' ich pflücken,
und ich griff nach ihr im Niederbücken.
Sieh, da hob es sich auf leichten Schwingen,
und es war ein Paar von Schmetterlingen.

Ist's nicht also mit dem Glück gewesen,
das für mich allein schien auserlesen?
Sah ich's doch die Flügelein entfalten,
eh ich's noch in Händen durfte halten.

Margarete Schubert, Selbstmeilen.

Die Uhr der Rosenacherin.

Eine Schelmen-Humoreske von R. F. Kurz.

Des Razengusti Verhaftung und Aburteilung in Zwickau wurde durch irgendeinen Zufall im Amt Rosenack-Bogelstein bekannt. Die Leute wunderten sich nicht sonderlich darüber. Daß der Gusti von Zeit zu Zeit eingesperrt war, das fanden sie ganz an der Ordnung.

Da war aber eine reiche Bäuerin; die hatte dem Razengusti eine große Wanduhr, welche nicht mehr gehen wollte, zur Reparatur gegeben. Doch dieser hatte vergessen, die Uhr zurückzubringen. Das war gerade nach der Geschichte mit dem Brunnen von Krummbach ge-

weisen, und bekanntlich hatte der Gusti kurz darauf die Gegend verlassen.

Sowie nun aber die Kunde von des Razengusti Aufenthalt im Gefängnis von Zwickau nach Rosenach gelangte, erinnerte sich die reiche Bäuerin wieder an ihre Uhr. Sie lebte wohl im Wahn, der Razengusti habe dieselbe auf die Walze mitgenommen. Denn sie ließ durchs Amt in Zwickau anfragen, ob man nichts bei ihm gefunden habe. Natürlich fand man keine Spur davon.

Daß der Razengusti die Wanduhr der Rosenacherin nicht mehr mit sich führte, wurde ihm als ein Verbrechen ausgelegt, wofür er sich wiederum zu verantworten hatte.

Vor Gericht sagte er, er habe die Uhr bei einem Bauern irgendwo in den Frohbergen stehen lassen und vergessen. Aber der Staatsanwalt hatte den Mut zu behaupten, das sei Betrug, komme sogar fast einem Diebstahl oder einer Unterschlagung ähnlich. Denn sie glaubten dem Razengusti nicht. Sie meinten, er habe schon zu viel mit Prozessen zu tun gehabt, so daß er sich aufs Lügen ebensogut verstehe wie der geriebenste Rechtsanwalt.

Der Razengusti wiederum war der Ansicht, sie hätten kein Recht, ihm nicht zu glauben, so lange sie nicht beweisen könnten, daß ihre eigene Meinung die Wahrheit sei. Etwas Wichtiges war schon in dieser Ansicht. Und es erschien schließlich notwendig, daß man die fragliche Uhr auffuchte.

Der Razengusti beschrieb auf das Drängen des Richters recht ausführlich und malerisch die Gegend, wo das Bauernhaus lag, in dem er sie vergessen oder liegen gelassen hatte. Auf den Namen des Orts konnte er sich jedoch nicht mehr besinnen, wie sehr er sich auch Mühe gab. In der Nähe von Perrentmont, im Welschen, sei es gewesen, dessen war er sicher. Von dort gehe es auf einem schmalen Weg in die Berge hinauf. Er würde das Haus sehr leicht wiederfinden, meinte der Razengusti.

Das Gericht stellte, diesen Ausführungen zufolge, das Verfahren vorläufig ein und beschloß, den Angeklagten unter sicherer Begleitung nach der Uhr auszusuchen.

Aber das gab nun Anlaß zu allerhand juristischen Schwierigkeiten, weil die Rosenacher behaupteten, die Zwickauer hätten sich damit zu befassen, und die das Gegenteil meinten.

Es verstrich natürlich manche Woche, ehe die-

ser Streitfall erledigt war. Aus dem Winter war unterdes Frühling geworden. Und der Razengusti hatte die Rosenacheruhr schon fast vergessen, als eines Morgens früh der Wachtmeister Hertmann mit dem Gefängnisdirektor unter seiner Zellentür erschien.

Hoherfreut ging der Razengusti auf den Wachtmeister zu, streckte ihm die Hand hin und begrüßte ihn also:

„Ah — guten Tag, Hertmann! Lebst auch noch? Manchmal hab' ich schon an dich denken müssen! Wir könnten jetzt miteinander einen Schoppen trinken; aber du siehst, ich kann nicht gut fort von hier.“

Der Wachtmeister Hertmann nahm die dargebotene Hand des Razengusti merkwürdigerweise nicht an; er richtete sich stolz auf, so daß sein ehrenwertes Bäuchlein ein Stück weit von ihm abstand. Er wurde im Gesicht so rot wie ein Gockel und blähte die Backen vor lauter Unmut und Verlegenheit.

Freilich, freilich, er schämte sich vor dem Herrn Direktor, der ihn mit kritischen, fast mißtrauischen Augen beobachtete. Ihm wurde ganz unheimlich. Wenn der am Ende nur nicht etwa glaubte, er stecke mit dem Strolch unter einer Decke. Dieser Gedanke schoß ihm wie ein Blitz durchs Gehirn, so daß er zu zittern begann. Fast instinktiv griff er nach der Brusttasche, wo seine Ausweispapiere steckten.

Er setzte voller Hoheit seine wachtmeisterliche Amtsmiene auf und herrschte den Razengusti an:

„Schwäh nit so frech! Kommst jetzt mit in die Frohberge, wir wollen die Wanduhr suchen.“

Fast hätte der Razengusti bei diesen Worten einen Luftsprung gemacht, vor lauter Freude, daß er ein wenig an die frische Luft hinaus durfte. Diese frohe Regung wurde zwar etwas gedämpft, als der Wachtmeister ihm die Hände mit einem dünnen, aber soliden Rittchen auf dem Rücken zusammenband. Aber er ließ sich nichts anmerken.

So zogen sie zur Station und fuhren nach wenigen Minuten schon mit der Eisenbahn durchs Land. Überall standen die Obstbäume in voller Blüte, und die Luft kam mild und weich zum halboffenen Fenster herein.

Sie hatten kein Wort mehr miteinander gewechselt, der Wachtmeister und der Razengusti. Nachdem sie schon ein gehörig Stück weit gefahren waren, wandte sich der letztere an seinen Begleiter:

„Hör, Hertmann, kannst mir nit die Manschettli von den Händen machen, das Blut kann gar nimmer laufen.“

Um dies zu beweisen, stand er auf und drehte dem Wachtmeister seine hintere Seite zu. Der sah nun wohl, daß die Hände wirklich blau waren, aber dies machte ihm Vergnügen, denn der Gusti hatte schon gar zu oft über ihn triumphieren können. Voller Hohn sagte er:

„Gelt, jetzt läutet's mit anderen Glocken! Jetzt sind wir einmal Meister. Hock' dich nur wieder hin, ich bind' dich doch nit los, damit du mir grad' wieder ausreißen kannst.“

„Bei Gott, ich reiß' dir nit aus, Hertmann. Ich will dir nachlaufen wie ein Hündlein, nur mach' mir die Händ' frei,“ bat der Ratzengusti.

„Nichts davon!“ entgegnete der Wachtmeister mit Entschiedenheit und sah, ohne weiter auf die Klagen seines Gefangenen zu achten, zum Fenster hinaus.

Es war eine lange und böse Fahrt für den Ratzengusti, denn seine Hände schmerzten ihn wirklich sehr. Aber nach ein paar Stunden kamen sie doch endlich in Perrentmont an.

„So, nun zeig' mir den Weg!“ befahl der Wachtmeister, fügte aber gleich hinzu: „Mußt nit etwa glauben, ich sei so dumm und wüßt' nit, daß alles für nichts und wieder nichts ist. Hast halt wieder einmal gelogen, du infamer Strolch.“

Der Ratzengusti schritt voran, auf einem schmalen Weg in die Berge hinein. Und der Wachtmeister Hertmann folgte.

Nachdem sie weit weg von den letzten Häusern waren und die Gegend völlig menschenleer schien, setzte sich der Ratzengusti ans Straßebord. Der Wachtmeister setzte sich zu ihm. Eine schöne Weile ruhten sie sich gemeinsam aus, denn der Hertmann war kein guter Fußgänger und machte gerne Pausen.

Schließlich aber meinte er, daß sie nun wieder aufbrechen könnten, und gab die Weisung:

„Mehopp, Gusti!“

Der rührte sich nicht.

„Zum Donnerwetter, wirfst gleich aufstehen!“

„Nein, keinen Schritt geh' ich mehr, bis du mir die Manschettli abnimmst,“ erklärte der Ratzengusti mit ruhiger Entschiedenheit. „Und wenn ich hier sitzen müßt' bis zum Jüngsten Tag.“

Der Wachtmeister wurde zornig und drohte. Aber es half nichts.

Der Wachtmeister versuchte es mit Bitten

und Vorstellungen, den Gusti wieder in Gang zu bringen; aber der rührte sich nicht und sagte nur:

„Mach' mir die Händ' frei, dann geh' ich mit dir, wohin du willst. Ich geb' dir mein Ehrenwort, daß ich nit ausreiß'. So lange ich die Hände auf dem Rücken hab', mach' ich keinen Schritt mehr, eher müßt mich hinauftragen.“

Der Wachtmeister Hertmann war sichtlich verwirrt. Unschlüssig stand er lange da. Dann mochte er doch einsehen, daß der Ratzengusti wiederum einen Vorteil vor ihm habe. Er lockerte den großen Ordonnanzrevolver im Futteral und willfahrte, wenn auch nur ungern, der Bitte seines Gefangenen. Was war da anders zu tun?

Mit grimmiger Stimme sagte er:

„Wenn du den geringsten Versuch machst, durchzubrennen, dann schieß' ich dich über den Haufen!“

Sie gingen nebeneinander her, wie gute Freunde. Nach einer Weile sagte der Ratzengusti:

„Denkst noch dran, Hertmann, wie wir damals auf der Rimssteler Landstraße spazieren gingen? 's muß grad' so zwei Jahr' her sein.“

„Halt' dein frech' Maul!“ erwiderte der Wachtmeister, den diese Erinnerung nicht gerade rosig stimmte.

Wieder nach einer Weile meinte der Ratzengusti:

„Meiner Seel', hier gibt's auch Erdbeeren; aber sie sind noch nit reif.“

„Plagt dich denn schon wieder der Satan?“ fragte grimmig der Wachtmeister.

In solch ergötzlicher Unterhaltung waren sie bis tief hinein in die Berge gekommen. Der Wachtmeister schwitzte nicht wenig. Er mußte sich fortwährend abtrocknen.

Nachdem sie mehr als drei Stunden marschiert waren, bekamen sie ein paar einsame Bauernhöfe zu Gesicht.

„Ist's hier?“ fragte der Wachtmeister, indem er stehen blieb, um zu verschmausen.

„Grad' so sah's aus. Aber ganz sicher bin ich nit. Wir könnten am End' ja hingehen und fragen.“

Sie fragten. Aber die Leute erklärten, daß sie den Gusti noch nie gesehen hätten. Von der Uhr wußten sie erst recht nichts.

„Also muß es nit hier gewesen sein,“ meinte der Ratzengusti ruhig. „Vielleicht bin ich den falschen Weg gegangen. Aber ich glaub' immer.

auf dem andern Berg dort hinten könnt' es sein."

"Sol dich der Henker!" fluchte der Wachtmeister, der wenig Lust verspürte, noch weiterzugehen. "Dort ist es so wenig wie hier."

"Nun, Hertmann," lenkte der Ratzengusti ein, "wenn du es besser weißt, dann könnt's am End' wohl so sein. Schwören kann ich auf alle Fälle nit drauf. Ich wär' zwar gern noch ein wenig spazieren gegangen, bei dem schönen Wetter."

Sie gingen also wieder zurück. Der Ratzengusti war vergnügt und aufgeräumt, der Wachtmeister ärgerlich. Der lange Spaziergang machte dem keine Freude. Deshalb gab er auf die Fragen seines Arrestanten nur kurze und mürrische Antworten oder überhörte sie ganz. Das Gespräch stockte oftmals.

"Hör', Hertmann," sagte der Ratzengusti, nachdem sie eine Zeitlang wortlos nebeneinander hergeschritten waren, "was für Haibengute Manschettli hast du mir heut' angelegt? Die schrauben die Händ' ja zusammen, daß man keinen Finger rühren kann. Ich glaubte, die Knochen seien mir aneinandergewachsen."

"Aha," sagte der Wachtmeister mit plötzlich erwachtem Interesse. "Gelt, das hast gemerkt! Das war andere Kost. Die Manschettli hab' ich erfunden. Im ganzen Kanton haben sie jetzt alle Landjäger."

"Was?! Du hast sie erfunden, Hertmann?" Der Ratzengusti rief es in voller Verwunderung.

"Ja, ich. — Warum denn nit?" warf sich der Wachtmeister in die Brust.

"Das kann ich nit glauben." Tat der Ratzengusti erstaunt.

"Du Löli, du einfältiger!" sagte der Wachtmeister etwas gereizt und beleidigt. "Glaubst vielleicht, ich brächt' so etwas nit zumweg, he?"

"Zeig' mir sie doch noch einmal," bat der Gusti.

Bereitwillig holte der Wachtmeister die feinen, soliden Kettchen aus seiner Rocktasche hervor und streckte sie dem Ratzengusti hin. Der betrachtete sie eine ganze Weile recht aufmerksam. Besonders das kleine, runde Schloß daran drehte er nach allen Seiten.

"Du bist ein Mundediö, Hertmann! Das hätt' ich, bei Gott, nimmer hinter dir gesucht. Aber sag' mir nur, wie bindest du sie eigentlich zusammen?"

Bei diesen Worten hielt er dem Wachtmeister die Hände hin.

"So — siehst du — da, das eine End' um diesen Arm, das andere um den — so — und dann in der Mitte verschlungen — so — und dann das Schloß dran — siehst du, so."

Der Wachtmeister war ordentlich über seine Erfindung in Eifer gekommen. Er hatte offenbar ganz vergessen, daß er mit dem Ratzengusti sprach.

Der schüttelte den Kopf und meinte:

"Das ist eine verzwickte Sach', Hertmann. Ich glaub' nit, daß ich die einem anlegen könnt'. Das muß man wohl lang üben vorher, he?"

"Nein, gar nit!" gab der Wachtmeister zurück. "'s ist verflucht einfach, alles. Schon das erstemal kannst es machen."

"Ich? Hertmann, das glaub' ich nit," fuhr der Ratzengusti fort zu zweifeln. "Meiner Seel', ich bin sonst auch nit auf den Kopf gefallen; aber das könnt' ich nit, das ist nit so einfach, wie du sagst."

"So probier's doch zuerst einmal," meinte der Wachtmeister ärgerlich, indem er dem Ratzengusti die Hände hinhielt.

"Da, schau her — das Ende den Weg."

Der Ratzengusti ergriff nachlässig das Kettchen und gehorchte. "So?" fragte er.

"Ja, so ist's recht!" ermutigte ihn der Wachtmeister. "Und jetzt den Weg — so — und jetzt zwischendurch. Siehst wohl?"

"Ja; aber wie legst du 's Schloß dran?" fragte der Ratzengusti.

"Da — durch die zwei Glieder — so — wenn du jetzt die Platte nach der Seite schiebst, dann kannst schließen. Das ist doch meiner Seel' keine Hexerei."

Der Ratzengusti schob die Platte zur Seite und schloß, dann meinte er mit pfiffigem Lächeln:

"Nein, das ist keine Hexerei, Hertmann — — aber die verdammten Kettlein wieder los zu werden, das ist viel schwerer, kannst mir's glauben!"

"Mach' jetzt wieder auf," sagte der Wachtmeister, indem er dergleichen tat, als höre er die letzten Worte des andern nicht.

"Ich denk' nit dran! Jetzt kannst du einmal probieren, wie's tut."

"Zeig' da, Gusti, mach' keine Dummheiten! Nimm mir die Manschettli weg."

"Hast du mir sie abgenommen, Hertmann? Im Zug, als sie mir so weh getan haben? He? Gelt, jetzt pfeiffst schon aus einem andern Loch?"

höhnte der Ratzengusti, indem er fröhlich weiterschritt.

Der Wachtmeister folgte ihm.

„Ich geb' dir einen Feufliber, Gusti. Mach' mich frei,“ bat er.

„Dich kenn' ich besser, mein lieber Hertmann. Mit dem Feufliber wär's doch nichts. Ich brauch' auch keinen.“

Nach einer längeren Pause sagte der Wachtmeister:

„Gusti, nimm mir die Manschettli ab — ich laß dich dann laufen.“

Der Ratzengusti drehte sich um und trat breitspurig vor den Wachtmeister hin. Er hielt den an einem der blanken Uniformknöpfe fest und sagte überlegen:

„Du willst mich frei lassen? Guter Freund Hertmann, so steht's nit! Ich bin schon frei und kann laufen, wohin ich will. Aber du gehst jetzt mit gebundenen Klauen.“

Der Wachtmeister schwieg. Sie gingen wieder voran. Der Gusti pfiß ein lustig Strolchenliedlein. Der Wachtmeister aber kochte vor Wut. Sein Kopf war brandrot, und die Adern standen ihm dick zum Halse heraus. Er sah mit bösen Augen auf den Landstreicher, der sorglos bergab schritt und ihn scheinbar völlig vergessen hatte.

„Hertmann,“ rief der Ratzengusti da einmal im Weiterschreiten, ohne sich indes umzusehen.

„He,“ machte der Wachtmeister. Es würgte ihn in der Kehle.

„Ich hätt' bei Gott nit geglaubt, daß du so dumm bist, deine Pfoten in die eigenen Fang-eisen zu legen. Du hättest mir ein' schlechten Stromer gegeben, Hertmann.“

Der Wachtmeister sagte darauf nichts. Nachdem sie gut eine Stunde talwärts geschritten, bog der Ratzengusti vom Weg ab und ging ein Stück weit in den Wald hinein.

„Willst wohl jetzt durchbrennen, Halunk!“ brummte der Wachtmeister.

„Fällt mir nit ein, Hertmann. Nur ausruhen will ich ein wenig. Komm' mit.“

Was konnte der gefesselte Wachtmeister wohl anderes tun. Er folgte also seinem Arrestanten und legte sich nicht weit von dem ins weiche Moos. Nach wenigen Minuten schon schlief der Ratzengusti ein und schnarchte friedlich und sicher. Der Wachtmeister aber lag mit offenen Augen neben ihm.

„Gusti!“ rief er ihn nach einiger Zeit wieder wach. „Sag' mir nur, was du eigentlich im Schilde führst?“

„Ich?“ gähnte der Ratzengusti. „He, ich



Engelberg. Dorspartie.

denke halt, wir müssen wieder miteinander nach Zwickau zurück. Was meinst denn du?"

"Ja, willst nit ausreißen?"

"Ich hab' dir doch versprochen, daß ich mit dir kommen will. Glaubst, ich kann nit Wort halten, weil du nit die Handschellen anhaft?"

"Nimm mir sie doch wieder ab," begann der Wachtmeister von neuem.

"Nein, nein, Hertmann, aus selbem wird nichts. Meinst, ich mach' dich frei, daß du mich knebeln könntest? Von Zwickau bis da hinauf mußt' ich sie auch anhaben. Nur recht und billig ist's, wenn du sie hinunterträgst. Jeder sein Teil. Aber das will ich dir sagen, machst du, wenn wir ins Dorf hinunterkommen, Spektakel, dann reiß' ich aus und du mußt schon sehen, wie du mich wiederkriegst. Wenn du aber fein artig neben mir her gehst, so reisen wir wie zwei gute Freunde nach Zwickau. Es wird jetzt bald Abend und kühl. Ich leg' dir den Kapott über die Achseln, so daß niemand deine Hände sieht. Was sagst dazu, Hertmann?"

Der Wachtmeister konnte sich kaum mehr halten. Ingrimmtig schrie er:

"Du hast den Teufel kreuzweis und überzwerch im Leib! Ich sag' dir zum letztenmal, nimm mir die Manschetten ab!"

Der Razengusti hatte ein junges Schoß von einer Esche gebrochen und kaute daran. Bedächtig sagte er:

"Paß auf, Hertmann, es gibt nur zwei Wege. Entweder du folgst mir brav und zahm, und dann geh' ich von selbst ins Loch zurück nach Zwickau. Oder aber du schlägst Lärm, und dann brenn' ich dir durch. Jetzt kannst wählen, — aber besinn' dich nit lang."

Der Wachtmeister versank in tiefsinniges Schweigen. Aber die Augen rollte er fürchterlich und knirschte mit den Zähnen. Er hatte also zu wählen zwischen zwei Übeln, von welchen er nicht wußte, welches das größere sei. Wenn er den Razengusti jetzt wieder verlor — so überlegte er —, dann konnte ihm das eine schwere Strafe eintragen. Und wenn er gefesselt mit dem Razengusti zurückginge — ja, was dann?

Noch einmal probierte es der Wachtmeister:

"Gusti, wenn du mich frei machst, geb' ich dir einen Napoleon."

"Schwäh' kein dummes Zeug, Hertmann! Gib Antwort auf das, was ich dich frag'. Willst oder willst nit?"

Damit stand er auf und schickte sich an zu gehen.

"Halt! Ich komm' mit." Die Stimme des Wachtmeisters hörte sich an wie Brummen. Der Zorn erstickte ihn fast.

Aber es geschah, wie's der Razengusti wollte.

Sie gingen wie zwei gute Freunde miteinander ins Tal hinunter und fuhren mit dem letzten Zuge nach Zwickau.

Der Razengusti klopfte an die Gefängnis-pforte. Als ein Wärter öffnete, schob er den Wachtmeister vor sich hin, mit den Worten:

"Da hab' ich ihn wieder!"

Den Schlüssel zu den Handschellen konnte er nicht wiederfinden. Ein Aufseher mußte den Wachtmeister mit Feile und Zange von seinen selbsterfundenen Fesseln befreien.

Den Razengusti aber sperrten sie wieder in seine Zelle ein.

Als sie ihn wegführten, rief er dem Wachtmeister zu:

"Leb' wohl, Hertmann, ein andermal wieder. Grüß' mir die Krumbacher!"

Weil nun aber die Nachforschungen nach der Wanduhr erfolglos geblieben waren, behielt der Staatsanwalt mit seinen Behauptungen recht. Und das Gericht erkannte dem Razengusti, außer der bereits angetretenen Haft, noch einige weitere Monate Kost und Logis zu.

Und daß er mit dem Wachtmeister Hertmann bei dieser Nachforschung so groben Unfug getrieben, das ward ihm als ein neues Verbrechen gehörig aufs Fell gestrichelt. *)

*) Aus der Sammlung: Die Krumbacher und der Razengusti. Über den Humoristen K. F. Kurz schreibt uns Carl Seelig:

Die besten Menschen und Bücher lernt man oft durch Zufall kennen. Vor Weihnachten drückte mir ein Redaktor ein Buch in die Hand, ich las es, besprach es, und beschloß, gleich alles andre vorzunehmen. Dem Dichter schrieb ich einen Brief. Der Dichter heißt Karl Friedrich Kurz und wohnt in Holmedal an einem Fjord Norwegens. Meiner Bitte um einige biographische Notizen entsprach er mit der Kürze, die des Mannes Würze ist: „Es gibt drei Dinge, die mir peinlich sind: der Zahnarzt, photographiert zu werden und Selbstbiographie... Aber wenn es denn sein muß, beginnen wir mit dem Anfang: geboren am 23. September 1878 in der Nähe von Freiburg i. Br. Meine Eltern zogen, als ich noch kein Jahr alt war, nach Basel, wo mein Vater sich zehn oder zwölf Jahre später einbürgerte. Eigentlich wollte ich Maler werden und besuchte die Akademie in Karlsruhe. Aber dann bin ich unversehens ins Schreiben gekommen. Das war auf meiner Ostasienreise (1906/07), die ich im Auftrag der Hamburg-Amerika-Linie machte. Da entstand mein erstes Buch. Viele Jahre lang bin ich in der Welt herumgestrolcht. 1916 kam ich an den „Bund“. Seit 1922 ist es mir aber vergönnt, als eigener Herr auf meiner Scholle zu leben.“

Schon die ersten, vom Verfasser selbst illustrierten Reisebücher „Vom Nil zum Fujiyama“ (1910) und „Mitternachts-sonne und Nordlicht“ (1913) enthalten handkräftige Proben seines Talent, unter anderem das Kapitel „Kohana“, das — obwohl etwas weitschweifend — sehr gut als episches Gegenstück zu Puccini's „Madame Butterfly“ bestehen kann. Später hat Kurz wie Ludwig Thoma, den er in der Natürlichkeit und Echtheit der Charakterisierungskunst damals allerdings noch nicht erreichte, mit Vorliebe bäuerliche Typen hingestellt, erst in den zwei humorvollen Novellenbüchern „Der Krummbacher und der Kagenaguti“ (1913) sowie im „Held von Björnäs“ (1914), dann in den Romanen „Schön-Elisbeth“ (1920) „Der Mooshof“ (1922) und „Die goldene Woge“ (1927). Der dazwischen liegende, reichlich sentimentale Roman „Dolores“ (1925) erzählt die Liebe eines jungen deutschen Malers zu einer schon vom Tod gezeichneten Andalusierin, während ein noch unveröffentlichter Roman Arabien zum Schauplatz seiner Einfälle haben wird. In all diesen Büchern steht Kurz als frischer, unaufgetaelter Erzähler da. Das Malerische seiner gern in Naturstimmungen schwelgenden Bücher ist evident; mehr als einmal hat man das Gefühl, daß diese oder jene Seite statt mit Tinte mit — Farbe geschrieben sei. Kurz schwimmt in ruhigen Gewässern ebenso gut wie im Sturm des Meeres. Das Tragische gibt ihm nicht mehr zu schaffen als das Komische. Wie brodelte es in Schön-Elisbeth! Wie geht des Lebens Atem heiß! Aber ebender selbe Roman enthält die feierliche Sterbeszene eines Knechtes, die, wie Beethovens Streichquartett in A-moll, als „heiliger Dankgefang eines Genesenen an die Gottheit“ schier überirdische Töne findet. Daneben bringt fast jedes Werk humorvolle, sarkastische oder schwankartige Partien, am ausgesprochensten der weniger auf psychologischen Filigranschmuck als auf breite Lacherfolge zugeschnittene „Held von Björnäs“, dessen Kapitel „Hindernisse“ wohl das Tollste ist, was Kurz bisher geschrieben hat. Freilich läßt er seinem Übermut mitunter länger Lauf, als künstlerisch geboten scheint, so in der „Goldenen Woge“ (in den Abschnitten „Ein Mann geht durch den Nebel“, „Der Teufel im Faß“ und in der Szene mit den betrunkenen Kühen), wo-

durch das sonst so kompakte Buch einen gefährlichen Stich ins allzu Populäre erhält. Gerade „Die goldene Woge“ zeigt wie kein zweites Werk des Dichters sein Talent, die Leserscharen kraft seines natürlichen Temperaments mitzureißen. Noch nie war sein Stil origineller und interessanter als in diesem Roman, der irgendwo an einem weltvergessenen Strand Norwegens beginnt und endet. Der Sohn des Totengräbers kehrt nach sechszehnjähriger Verschollenheit als wohlhabender Mann in die Heimat zurück. Er gründet Fabriken und Banken, baut Villen und Gärten, kauft Yachten und Weine und lehrt die Leute, ohne Arbeit reich zu werden. Wie eine mächtige Woge schwemmt der Krieg das Gold durchs Tal. Alle verführt sein Glanz — alle, außer zwei. Den einen rettet die Frömmigkeit, den andern die Trägheit. Aber kein Rausch dauert ewig, am wenigsten der Rausch des Glücks. Als die stürzenden Aktien einen Spekulant nach dem andern begraben, beginnt im Dorf ein großes Zähneklappern. Nochmals scheint nach dem Zusammenbruch die Gelegenheit leichter Gewinne aufzusteigen, das ist, als die Trockenlegung Skandinaviens den Alkoholschmugglern Riesenprofite in die Hände spielt. Aber auch diese Tage sind kurz. Eine beleidigte Frau verrät die Hauptakteure an die Polizei, und bald liegt das Tal so verlassen und arm wie früher da. „Gegen die Woge selbst konnte man sich nicht wehren. Sie war Schicksal.“

Die seit dem Erscheinen der „Goldenen Woge“ in Zeitungen und Zeitschriften publizierten Novellen bestätigen den Eindruck, daß K. F. Kurz seinen Weg gefunden und mit kräftigen Schritten weiterverfolgt hat. Nichts verbürgt seine Zukunft sicherer als die Ruhe, mit der er ohne jedes kraftprobenende Getue aufwärtsklimmt. Er wird's schon schaffen! Wo die menschlichen Qualitäten so rein und ohne Selbstgefälligkeit zum Ausdruck kommen wie hier, da kann die künstlerische Entwicklung nicht gefährdet sein. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß Karl Friedrich Kurz auf dem Marsch ist, eine große Leistung zu vollbringen.

(Die Kurz'schen Werke sind teils bei Albert Langen in München, teils bei Huber u. Co. in Frauenfeld erschienen. „Die goldene Woge“ hat Georg Westermann in Braunschweig verlegt.)

Sterne.

Seine weiten Silbergrenzen
Hat der Abend aufgetan.
In des Himmels Sternenkranzen
Seht ein schimmernd Blühen an.

Und der Seele banges Mühen,
Angst und Qual versinken sacht
In das große heilige Blühen
Einer sterndurchschwebten Nacht.

Ernst Balzli.

Bergsommer in Engelberg.

Von H. S.

Alles, was wir an Schönheit, Freude und Pracht in unserer Phantasie in einen Berglandtag hineindichten, das wird Wirklichkeit am Fuße des Titlis.

Mitten im Herzen der Schweiz, da wo Süden und Norden sich treffen, da wo West und Ost sich grüßen, dehnt sich das Engelbergertal aus: reich beschenkt mit all den Herrlichkeiten eines

wahren Berglandes. Hier bewundern wir das Zarte und Liebliche, das Große und Herbe, eine innige Verschmelzung landschaftlicher Vielflänge, Epos und Lied zugleich. Unten prächtiger Baum- und Wiesenschmuck, oben die Reize der Alpen und die Wunder der Berge.

Wenn man von Luzern her über den See nach Stansstad zu fährt und dann mit der